

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Band: 102 (2006)

Heft: 1

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 23.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

MONIKA LUISE STÄNDECKE: *Das Deutsche Heimatwerk. Idee, Ideologie und Kommerzialisierung*. München: Institut für Volkskunde 2004. 381 S., Ill. (Bayerische Schriften zur Volkskunde, 8).

Die Autorin hat sich, mit nicht-nachlassendem Mut, mit Zähigkeit, Spürsinn und Fleiss auf ein Terrain begeben, von dem man kaum wusste, dass es existierte, geschweige denn seine Beschaffenheit kannte. In noch unwegsamem Gelände hatte erst also eine mühselige Spuren- und Quellensuche einzusetzen. Das Stichwort «Heimatwerk» erwies sich dabei für Deutschland nicht unbedingt als guter Wegweiser, da darunter im Lauf der Zeit recht Verschiedenes verstanden wurde, Zugehöriges sich aber vermutlich auch hinter anderen Etiketten verbirgt. Es gelang Frau Ständecke jedoch, eine beachtliche Menge aussagekräftiger Dokumente und Archivalien (darunter die Korrespondenz von Konrad Hahm im Archiv des Berliner Museums sowie diejenige von Paul Engelmeier im Museum Heimathaus Münsterland in Telgte) und einschlägige Periodika aufzuspüren und auszuwerten. Eine erfolgreiche und höchst verdienstvolle Arbeit! Sie offenbart die Existenz einer Verkaufsinstitution unter dem Signet «Heimat», in der sich ökonomische, ideologische und ästhetische Interessen, die nicht nur in Deutschland sozusagen in der Luft lagen, im Lauf der dreissiger Jahre des letzten Jahrhunderts immer stärker zu einer Einheit im Dienst der NS-Volkstumspflege verbanden. Vorläufer, z. T. schon vor dem 1. Weltkrieg, waren der Bayerische Verein für Volkskunst und Volkskunde, der kurze Zeit eine Verkaufsstelle betrieb, und der Sächsische Verein für Volkskunde und Volkskunst unter Oskar Seyffert in Dresden; als eigentlicher Auslöser wirkte die Verkaufsausstellung «Volkskunst, Hausfleiss und Handwerk» im Kaufhaus Wertheim (!) in Berlin in der Vorweihnachtszeit 1932 (sie wanderte anschliessend nach Breslau). Diese erfolgreiche Veranstaltung war getragen worden von der «Deutschen Volkskunst-Kommission», zu der sich nach dem Prager Volkskunst-Kongress von 1929 Konrad Hahm, Hans Kaiser und der SS-Mann Erich Ziegert zusammenschlossen. Gezeigt wurden Produkte des «bäuerlichen» Handwerks aus den Bereichen Möbel, Hausrat, Textilien, Spielzeug, Schmuck und ähnlichen, darunter auch Musikinstrumente, die für das Revival der alten Musik, z. B. in Basel an der Schola Cantorum Basiliensis, von Bedeutung waren. (Verdienstvollerweise hat die Autorin eine Liste der Aussteller zusammengetragen, die sich im Anhang findet.) Abbildungen zeigen die Nähe mancher Dinge zur Avantgarde von Werkbund und Bauhaus, neben all dem, was als Volkskunst bürgerliche und akademische Küchen und Interieurs zierte und ziert.

Von 1933 an stellte sich dieses Deutsche Heimatwerk als GmbH des Reichsnährstands in den Dienst des Nationalsozialismus und gründete nach und nach Landesstellen in Breslau, Düsseldorf, München, Salzburg, Weimar und Strassburg (weitere, u. a. in Warschau, waren geplant). Während in der Frühzeit der Heimatwerk-Bewegung noch sozialpolitische Überlegungen zur Stärkung industrieferner Randregionen Pate gestanden hatten, war das Deutsche Heimatwerk der Hitlerzeit eine rein kommerzielle Unternehmung – die Anerkennung von strukturellen Schwächen in bäuerlichen Regionen wäre mit der propagierten Blut-und-Boden-Ideologie unvereinbar gewesen.

Die Institution wurde 1945 aufgelöst. Ihre noch vorhandenen Warenbestände wurden verkauft. Den Dingen haftete offensichtlich kein Makel an, und Hans Kaiser glaubte in naiver (?) Weise, auch die Idee als eine lautere Form der Heimatpflege weiter vertreten zu können. Nach einer ersten Nachkriegsausstellung wurde dagegen aber zu Recht Kritik laut. Hingegen entstanden, z. T. mit beratend-pflegerischer Funktion, z. T. mit wirtschaftlichem Unterstützungsanspruch, diverse private und lokal oder regional tätige kleine «Heimatwerke», oft von kurzer Lebensdauer. Die ganze Nachkriegsgeschichte bedarf allerdings noch einer genaueren Aufarbeitung, wie die Autorin anmerkt.

Das Deutsche Heimatwerk war bei seiner Entstehung keine Einzelercheinung, sondern hatte ältere Verwandte in Skandinavien, der Schweiz und Österreich, die zunächst eher volksbildnerisch und/oder genossenschaftlich ausgerichtet waren, die aber anregend wirkten und zu denen vielfache persönliche Kontakte bestanden. Die Autorin geht auch diesen Nachbarn nach, soweit die Forschungslage dies zulässt. Das Schweizer Heimatwerk geht allerdings – dies in Ergänzung der von Frau Ständecke beigezogenen Arbeit von Brigitt Kuhn – auf eine Initiative des Schweizerischen Heimatschutzes (gegr. 1905) zurück, einer Vereinigung mit primär denkmalpflegerischer Ausrichtung. Für die schweizerische Landesausstellung von 1914 in Bern organisierte dieser in seinem «Dörfli» eine Verkaufsausstellung guter handwerklicher Reiseandenken und gründete eine Vertriebsorganisation zur Unterstützung und Förderung des bergbäuerlichen handwerklichen Nebenerwerbs. Diese wurde, nicht ohne Vorbehalte von heimatschützerischer Seite, unter der Ägide von Ernst Laur jun. Ende der zwanziger Jahre mit dem Bauernverband verknüpft und dann als Schweizerisches Heimatwerk verselbständigt (mit Laur als Ge-

schäftsführer). Die patriotisch-nationalistischen Tendenzen des einflussreichen und ausserordentlich selbstbewusst-paternalistischen Laur sind bekannt; man nahm bis jetzt allerdings an, dass er zumindest in seinem Sprechen und Agieren den Boden der Demokratie nicht verlassen hat. Die (auf mündlicher Auskunft beruhende) Anmerkung der Autorin, Laurs Korrespondenz aus den dreissiger Jahren sei vernichtet worden, da sie ihn hätte kompromittieren können, liest man deshalb mit mehr als Unbehagen. Es liegt im dringenden Interesse des Schweizer Heimatwerks (auch in seiner jetzigen Form) und der Schweizerischen Trachtenvereinigung, diesen Fragen gründlich nachzugehen. Die österreichischen Verhältnisse sind durch die Arbeiten der Salzburger, Grazer und Innsbrucker Volkskundlerinnen dagegen weit besser aufgearbeitet.

Das Deutsche Heimatwerk mag auch in der NS-Zeit eine vergleichsweise unbedeutende Institution gewesen sein, bedeutsam aber ist sie allemal. Man ist der Autorin deshalb äusserst dankbar für ihre umsichtige, nüchterne, aber engagierte, inhaltsreiche und gut geschriebene Arbeit, die neues Licht wirft auf die Verkettung von Volkskunde, «Volkskunst» und nationalistischer und nationalsozialistischer Ideologie.

Christine Burckhardt-Seebass

ROGER FAYET (Hrsg.): Im Land der Dinge. Museologische Erkundungen. Mit Fotografien von Michael Lio und Texten von Roger Fayet [et al.]. Baden: hier + jetzt 2005. 264 S., Ill. (Interdisziplinäre Schriftenreihe des Museums zu Allerheiligen Schaffhausen, 1).

Museen wurden schon mit vielem verglichen: mit Speichern, mit Müllhalden, auch mit Eisbergen. Warum? Weil höchstens 10 Prozent der Masse zu sehen ist, während die restlichen 90 Prozent dem Auge verborgen bleiben; beim Eisberg unter Wasser, beim Museum z.B. im Depot. Auch sehen beide zunächst harmlos aus, doch beim Blick hinter die Kulissen kann es einem doch schnell schwindelig werden. Nicht nur der «Titanic» wurde ein Eisberg bekanntlich zum Verhängnis, auch Museen, die sich ihres Untergrunds nicht bewusst sind, gehen früher oder später unter – sei's in der Objektfülle oder am Geldmangel. Doch lassen wir den – zugegebenermassen – waghalsigen Vergleich so stehen (schon Arthur Schopenhauer sagte ja: «Der Vergleich ist die Wurzel allen Übels!») und wenden uns – in medias res – den Sachen selbst zu, gehen wir «mitten in die Dinge hinein».

«Im Reich der Dinge» heisst die aus Anlass der Ausstellung «50 Blicke hinter die Dinge. Auf den Suchen nach den Geheimnissen des Museums» erschienene Publikation des Museums zu Allerheiligen in Schaffhausen. Das Haus, 1938 als Einheitsmuseum in den umgebauten ehemaligen Kloster- und angebauten Museumsräumen eröffnet, stellt sich einer Neukonzeption. «Einheitsmuseum» heisst hier, dass sich unter einem (Museums-)Dach die Abteilungen Geschichte (mit der Archäologie), Kunst und Natur befinden. Man kann es auch einfach Heimatmuseum nennen. Das klingt aber angestaubt, und um diesen Staub abzuwischen ist sicher eine Aktion nötig.

Das Museum zu Allerheiligen nutzt die Gelegenheit der Neugliederung und Neugestaltung, um über sich selbst nachzudenken, es macht «museologische Erkundungen», wie es der Untertitel des Buchs verspricht. Und dies, soviel sei jetzt schon gesagt, ist der Reiz des Buches: Ein Museum denkt über sich selbst nach; ein Museum, das in seiner Vielfalt einer kulturellen Gemischtwarenhandlung gleicht und deshalb viele Ansatzpunkte für museologische Überlegungen bietet. Alle Abteilungen sind im Buch vertreten, jede mit mindestens einem Beitrag, selten ist die Form eines Sammelbandes so angebracht wie hier: Der Museumsleiter setzt die allgemeinen Gedanken und Ziele und die Kuratoren liefern ihre Erfahrungen und Beispiele dazu. Sehr schön und sehr erhellend.

Die Ausstellung

Sie verspricht 50 Blicke hinter die Dinge, diese Ausstellung, die eher eine Intervention zu nennen wäre: Denn sie ist ein Gang durchs Museum, bei dem man wie bei einem Orientierungslauf immer wieder auf Posten stösst, an denen Erklärungen stehen. Zur Orientierung wurde ein Museumskompass entwickelt, der ein Beispiel dafür ist, wie aus wenig viel gemacht werden kann: Eine Papp-Scheibe mit 50 Ziffern und 50 Pfeilen zeigt an jeder Station, wo das besprochene Objekt zu finden ist (im Buch werden Kompass und Konzeption auf den Seiten 109–113 besprochen). An 50 Stationen werden die kniffligen Museumsfragen behandelt: wie präsentieren, wie kontextualisieren, wie erzählen, wie beleuchten, wie wegschliessen, wie weggeben, wie akzentuieren usw. Leider ist dieses Vorgehen sehr papierlastig und verlangt einiges an Leselust. Nur selten bietet sich wirklich ein Blick hinter die Dinge, meist bleibt es bei einem Nachdenken über die Dinge. Der Ausstellung fehlt der Kick. Die Ausstellung deklamiert und zeigt zu wenig (gerne z.B. würde man doch etwas Betondecke sehen, auf die der «Barock»-Stuck aufgeklebt wurde). Die Ausstellung ist ein Buch im Museum und die Texte finden sich auch im Buch wieder.

Das Buch

Es sind nicht ganz 50 «Blicke» abgedruckt (die ausstellungstechnischen wurden weggelassen). Es ist also möglich, die Ausstellungstexte zuhause nachzulesen. Im Buch sind sie ergänzt mit Fotografien von Michael Lio. Die Aussichtswarte des Fotografen ergänzt das Nachdenken über die Museumsdinge im Museum bestens, ja die Bilder schaffen es, den in der Ausstellung oftmals vermissten ironischen Ton herauszustreichen. Die einzelnen Texte behandeln Museumsprobleme wie «Die Handschrift des Sammlers», «Klein, alt und eine Sensation», «Der Bronzeschild ist aus Kunststoff!», «Schädlinge bedrohen das Museum», «Holzlatten, Hühnerdraht und Papiermaché» und «Unter den Augen Gessners».

Man könnte einwerfen, dass nicht alle Fragen neu sind, aber das muss ja nicht sein. Denn das Buch lebt in seinen besten Teilen von der Konkretheit: Ein Museum stellt sich in Frage und präsentiert uns seine Fragen. Auch die meisten der im Buch versammelten Essays haben diese Qualität. *Roger Fayet*, der Museumsleiter und Herausgeber, stellt grundsätzliche Fragen zum Ausstellen in Museen. Seine Gedanken knüpft er an Paul Valéry's Verse an (die dieser als Inschriften zum Palais de Chaillot für die Pariser Weltausstellung 1937 verfasste): «vom vorübergehenden hängt es ab/ob ich nun grab bin oder schatz/ob ich nun spreche oder schweige/nur von dir hängt es ab/freund, ohne echtes verlangen tritt hier nicht ein.» Fayets Text geleitet Valéry's Vorübergehenden durchs Museum, wobei dieser Besucher auch wagt Fragen zu stellen – was bei Museen ja leider nur sehr selten geschieht, im Gegensatz zu anderen Kulturinstitutionen wie z. B. dem Theater.

Der zweite Übersichtsartikel stammt von *Martin R. Schärer*, der als Direktor des Alimentariums (Museum der Ernährung) in Vevey geübt ist im Nachdenken über das Museum im Museum und bereits einige museologische Ausstellungen realisiert hat. Von ihm stammt die Forderung, den Museen gegenüber ein gesundes Misstrauen zu bewahren. Im Buch behandelt er seine Erfahrungen im «Museologie ausstellen». Das ist interessant, aber leider nicht viel mehr.

Acht Artikel berichten über Schaffhauser Erfahrungen, das Museum zu Allerheiligen wird ergänzt von der kulturvergleichenden «Sammlung Ebnöther» (im Museum zu Allerheiligen) und den «Hallen für neue Kunst» (die sich im Gebäudekomplex befinden). Die Texte behandeln auf sehr interessante Weise Fragen aus den jeweiligen Abteilungen und Probleme aus der Museumsarbeit. *Iwan Stössel-Sittig* geht auf die Geschichte der naturwissenschaftlichen Objekte ein. *Markus Höneisen* stellt die Frage, wie archäologische Funde lebendig präsentiert werden können. In einem Gespräch mit *Werner Rutishauser* werden u. a. Fragen nach der Ethik in der Sammlung (hier die «Sammlung Ebnöther») gestellt. *Mark Wüst* gibt Einblicke in die Neukonzeption der Stadtgeschichte (und exemplifiziert somit einige Postulate, die Fayet im Einleitungstext aufgestellt hat). *Daniel Grütter* schreibt eine Museums-geschichte und illustriert so den Wandel der Vorstellungen, was ein Museum sei. Von der Qual der Wahl bzw. der Frage, was im Depot liegen muss und was nicht, berichtet *Hortensia von Roda*. Und *Christel Rausmüller Sauer* erzählt die Geschichte der «Hallen für Neue Kunst» und erläutert ihr Konzept der Auswahl auf einige wenige Künstler.

Die Kunst, die Kunst!

Nur der Beitrag von *Markus Stegmann* lässt zu wünschen übrig: Liegt es daran, dass es nach wie vor schwierig ist, sich an die heilige Kuh Kunst zu machen? Ja, sie ist heikel und auch fremd in dem Gemischtwarenladen Einheitsmuseum, aber es ist doch schade, deshalb in einem Artikel über Gegenwartskunst und Ausstellungsarbeit in den Jargon zu verfallen. Noch zwei allgemeinere Texte fehlen, dann ist das Buch umschrieben: *Isa Stürm* berichtet über Museumsarchitektur (da ist aber der Beitrag von *Grütter* zur Baugeschichte des Museums zu Allerheiligen besser). Und zuletzt der Text von *Peter Stohler* und *Daniel Walser* über «Nicht Museum: Un-private Ausstellungen», in dem die beiden Autoren von Trends in der Kunstvermittlung berichten, zeitgenössische Kunst nicht in Museen oder Galerien auszustellen, sondern in (mehr oder weniger) privaten Räumen. Ein sehr interessanter Ansatz. Auch die Kulturwissenschaft darf sich überlegen, ob es nicht Möglichkeiten jenseits des Museums gäbe, Alltagsgeschichte und Alltagskultur zu präsentieren – wobei mit der Tradition der Freilichtmuseen auch ein Anknüpfungspunkt im Fach selbst gegeben wäre. Das Interesse an den Themen der Kulturwissenschaft, der Volkskunde ist gross, «Gotthelf-TV» und das Medienecho dazu haben dies gezeigt. Warum also nicht das Wagnis wagen und raus aus den Museen gehen?

Eine Station in der Ausstellung bzw. im Buch ist überschrieben mit: «Geht nach draussen! Beobachtet selbst». Dieser Aufruf nimmt Bezug auf die Diskrepanz von Natur im Museum und Natur in der Natur. Aber sollen wir das Museum vergessen? Sicher nicht. Im Gegenteil zeigt das Buch, wie anregend es sein kann, sich über das Museum, seine Dinge und seine Methoden Gedanken zu machen.

Matthias Buschle

DOMINIK SIEBER: Jesuitische Missionierung, priesterliche Liebe, sakramentale Magie. Volkskulturen in Luzern 1563–1614. Basel: Schwabe 2005. 298 S., Ill. (Luzerner Historische Veröffentlichungen, 40).

Die historische Spurensuche Dominik Siebers betrifft auch die religiöse Volkskunde. Der Verfasser sucht gegenüber der bisherigen, weitgehend aus der Sicht «von oben» betriebenen Erforschung der Gegenreformation bzw. Konfessionalisierung die Perspektive «von unten». In der Sprache der zeitgenössischen Jesuiten waren die «Unteren» das gewöhnliche Volk, die «Otras Indias», die in ihren Augen fast-heidnischen europäischen Indianer, welche die seit 1574 in Luzern wirkenden, zuletzt ungefähr 20 Patres zu missionieren suchten. Sieber möchte die von den kirchlichen und weltlichen Obrigkeiten abweichenden Auffassungen der einheimischen «Indianer» für einige ausgewählte Bereiche rekonstruieren. Ihn interessiert, wie die neuen Normen des Tridentinums vor Ort durchgesetzt wurden und welches die Reaktion der Betroffenen war. Deshalb will er die in letzter Zeit immer mehr unter Beschuss geratene Konfessionalisierungsthese (Schilling/Reinhard) «vom Kopf auf die Füße stellen» (S. 24). Er weist auch die eine Zeitlang bei Historikern beliebte dichotomische These zweier diametral entgegengesetzter Kulturen der Elite und des Volkes zurück. Damit befindet er sich in guter Gesellschaft: Die Volkskunde hat dies schon länger getan, auf dem Sektor der Religiosität war namentlich Wolfgang Brückner, den Sieber allerdings nur beiläufig erwähnt (seine Arbeiten liegen inzwischen in einer zwölfbändigen Gesamtausgabe vor), ein prononcierter Gegner dieser These. Sieber hält mehr von Aushandlungskonzepten, wo Missionare und «Indianer» interagieren, ja er geht so weit, ein Marktmodell für religiöse Güter zu postulieren, was angesichts der bekannten Konkurrenz der Orden untereinander oder den unterschiedlichen Angeboten der verschiedenen Heiler (vgl. dazu noch David Gentilcore, *Healers and Healing in Early Modern Italy*, 1998) gar nicht so abwegig ist.

Nach einer kurzen Skizze der politischen, wirtschaftlichen und kirchlichen Situation Luzerns im 16. Jahrhundert macht der Verf. zunächst einige Ausführungen über die Aufgaben der Jesuiten als Lehrer und Seelsorger. Auch am Luzerner Beispiel wird die den Jesuiten nachgerühmte Fähigkeit, sich den örtlichen Gegebenheiten anzupassen, deutlich. Keine Kompromisse gab es bei ihnen, ebenso wie bei dem mit der Gesellschaft Jesu im allgemeinen reibungslos zusammenarbeitenden regierenden Patriziat, allerdings in der Frage des Priesterkonkubinats. Gegen seine Abschaffung erhob sich in Luzern und in der Innerschweiz heftiger Widerstand, wie Sieber anhand einiger entsprechender Eingaben des Klerus zeigen kann. In ihnen zeigt sich ein anderes Priesterbild, das sich durchaus von den «welschen» Vorstellungen der Gegenreformation unterscheidet. Die Priester waren u. a. aus ökonomischen Gründen auf helfende Frauenhände angewiesen, die Pfarrkinder störte der Konkubinat nicht, sofern der Geistliche seine seelsorgerlichen Verpflichtungen gut versah. In einem weiteren Abschnitt zeigt Sieber den engen Konnex von Beichte und Heilen, von psychischer und physischer Gesundheit auf. Die Beichte war neben den direkt auf eine Wirkung zielenden Sakramentalien in der Tat eines der Erfolgsrezepte der Jesuiten, mit denen sie das Volk gewannen und gleichzeitig die Konkurrenz der populären Heiler, die nicht selten mit magischen Mitteln arbeiteten, auszuhebeln versuchten. Den letztern gilt das abschliessende Kapitel, das Volkskundler vor allem interessieren muss. Es geht hier um das Gesundbeten, das «Versegnen», aber auch das medizinische Heilen. Die Palette der verschiedenen Möglichkeiten, Leiden zu mindern, war sehr gross, und keine blieb unversucht, wobei (anders als heute!) die Grenzen zwischen den verschiedenen Angeboten, wie schon Gentilcore zeigen konnte, durchaus offen waren. Es gab neben wirklichen Scharlatanen, die aus der Leichtgläubigkeit ihrer Kunden Profit zogen, auch fromme Frauen, die ohne Gewinnabsicht nur mit Gebet und kirchlich erlaubten Mitteln Heilungen zu erreichen suchten. Aber dies streifte doch das Machtmonopol der Priester, so dass etliche dieser populären Heiler vor Gericht zitiert wurden, wo man den Frauen gerne das Hexenschema unterlegte. Allerdings gelang es mehreren, sich vor dem Scheiterhaufen zu retten, indem sie ihre lauterer Absichten belegen konnten; sie wurden freigesprochen oder zu relativ milden Strafen verurteilt. Beim populären Heilen wird, wie schon die Volkskunde festgestellt hat, eine Grauzone zwischen kirchlicher und Volksmagie (im Falle der ersteren zöge ich den Begriff Halbmagie vor) sichtbar, die eine genaue begriffliche Bestimmung der Phänomene fast unmöglich macht. Sieber spricht sich für den Begriff «populärer Sakramentalismus» aus. Dabei darf man allerdings nicht bloss an die unteren Schichten denken; aus anderen Ländern weiss man, dass auch die Oberschichten, denen man oft vorschnell eine aufgeklärte Haltung zuschreibt, bisweilen zu diesen Mitteln griffen. Neben den Jesuiten waren auch die von Sieber kurz gestreiften Kapuziner als Sakramentalienverteiler bekannt und (bis vor kurzem) beliebt. Doch liess der Quellenbestand für Luzern hierüber keine aussagekräftigen Resultate zu.

Bei der Lektüre von Siebers Buch, einer Dissertation bei Kaspar von Greyerz, fällt immer wieder die kritische Haltung und die umsichtige Solidität auf, mit der er seine Quellen befragt. Denn diese, in erster Linie die «Litterae annuae» der Jesuiten und Gerichtsakten (die «Turmbücher»), geben ja zunächst nur die Sicht «von oben» wieder. Gegenschriften, wie die erwähnten Eingaben, stammen aus dem

«mittleren» Bereich. Der Verf. beschränkt sich weder (wie viele Vertreter der Konfessionalisierungsthese) auf die sattsam bekannten Normen, noch stellt er vorschnell luftige Hypothesen in den Raum. Minutiös sucht er die Sichtweise der Betroffenen, der allzulange als blosse Objekte kirchlicher und obrigkeitlicher Fürsorge betrachteten «Indianer», zu erschliessen. Damit leistet er einen Beitrag zur nachgerade überfälligen Revision eines Geschichtsbildes, das mit grösster Selbstverständlichkeit die Gegenreformation als epochales Erfolgserlebnis feiert, ohne zu bedenken, dass sogar im 18. Jahrhundert, wie es der Autor am Schluss ganz kurz andeutet, aber anderswo gesichert ist, viele der tridentinischen Forderungen noch Papier blieben. Das Buch ist angenehm lesbar geschrieben, dazu mit einem wertvollen Quellenanhang und den üblichen Hilfsmitteln, so einem ausführlichen Register, versehen. Etwas differenzierter hätte ich mir trotz den bekannten quellenbedingten Problemen nur die Ausführungen über die Beichte gewünscht. Die Beliebtheit der Beichte bei den Jesuiten hängt natürlich auch damit zusammen, dass man sich der disziplinierenden Kontrolle des eigenen Seelenhaushalts durch den Dorfpfarrer entziehen wollte, wenn man nicht gar mit ihm zerfallen war. Zu einem vertieften Beichtgespräch dürften dann allerdings im Regelfall wohl auch die Jesuiten, angesichts des auf sie zuströmenden Massenandrangs, zu wenig Zeit gehabt haben.

An die Reihenherausgeber geht ein Kompliment für die schöne Gestaltung des Bandes. Der Kanton Luzern darf sich mit diesem und mehreren vorangehenden Bänden seiner «Historischen Veröffentlichungen» rühmen, zu den nunmehr für die Frühneuzeit besterforschten religiösen Landschaften Europas zu gehören.

Peter Hersche

ROLAND GIRTLER: Pfarrersköchinnen. Edle Frauen bei frommen Herren. Mit Kochrezepten der Bertilia Mandl. Wien: Böhlau 2005. 326 S., Ill.

Das Cover schmückt ein stämmiger katholischer Prälat im traditionellen Ornat. Vor ihm sitzend eine schlanke resolute Dame: Es könnte eine moderne Managerin sein, doch handelt es sich um ein Exemplar einer eher aussterbenden beruflichen Spezies, nämlich eine Pfarrersköchin. Mit seiner untrüglichen Spürnase hat der Wiener Kulturforscher Roland Girtler nach verschiedenen anderen Randgruppen (Dirnen, Vaganten, die letzten traditionellen Bauern, Wilderer, aber auch «feine Leute») eine weitere wissenschaftliche Marktücke und eine Gattung Leute entdeckt, über die es – darin hat er völlig recht – kaum Literatur gibt: Weder Theologen noch Soziologen, Volkskundler, Historiker usw. haben sich dafür interessiert. Girtler, von einigen Volkskndlern hochgeschätzt, von anderen als *enfant terrible* betrachtet, stützt sich für sein Buch auf Interviews und schriftliche Berichte, verschmäht aber auch ihm zugetragenes Material von Dritten und Jugenderinnerungen, besonders aus seiner Schulzeit im Stift Kremsmünster, nicht. Nach einer etwas langfädigen Einleitung werden in lockerem Plauderton behandelt: Herkunft, Ausbildung, Anstellungsverhältnisse, Aufgaben, Mittlerfunktionen und Beziehungsarbeit, Frömmigkeit und Ehrbegriffe der Pfarrersköchinnen (den neutralen Begriff der Pfarrhaushälterin schätzt Girtler wie einige seiner Interviewpartnerinnen nicht). Das Alltagsleben, Essen, Gäste und Feste im Pfarrhof werden anschaulich geschildert. Betont wird immer wieder, dass die Pfarrersköchin mit ihrer vielseitigen Tätigkeit dem Pfarrer den Rücken für Wichtigeres freihalte. Das emotionale Verhältnis (interessant etwa die unterschiedliche Verwendung des Sie und Du) der Köchin zu ihren geistlichen «Chefs» von der Anstellung bis zur (oft gemeinsam verbrachten) Pensionierung interessiert Girtler selbstverständlich ebenfalls. Dabei kann natürlich auch die gegenwärtig im Kirchenvolk heiss diskutierte Zölibatsfrage nicht ausser Betracht bleiben und eine ehemalige, nun aber verlassene geliebte Pfarrersköchin kommt ausführlich zu Wort. Sonst allerdings waren die befragten Pfarrersköchinnen in diesem Punkte recht verschwiegen und die soziologischen Befunde lassen den Leser einigermassen ratlos zurück, so etwa wenn eine Gewährsfrau aussagt, über 90 Prozent der Pfarrer würden sich sexuell enthalten, während ein anderer – bordellbesuchender – Pfarrer genau das Gegenteil behauptet.

Die Methoden des radfahrenden und wandernden österreichischen Feldforschers sind in einer Zeit zunehmender Verkopfung aller Kulturwissenschaften sympathisch, Unmittelbarkeit der persönlichen Begegnungen und die Authentizität der vielen Zitate sprechen an. Doch hat Girtlers Vorgehen auch nicht wenige Schwächen. Geradezu eine wissenschaftliche Bankrotterklärung stellt die Feststellung (S. 233) dar, zum Mindestalter der Pfarrersköchin gäbe es keine Quellen. Die gibt es sehr wohl, in vielen Synodalbeschlüssen und bischöflichen Verfügungen. Das hätte der Autor erfahren können, wenn er die, zugegebenermassen alles andere als reichhaltige, historische Literatur gelesen hätte, worauf er aber grundsätzlich verzichtete (sein Literaturverzeichnis umfasst ganze 12 Titel). Zur Not hätte er aber auch nur eines der verschiedenen rechtshistorischen Lexika konsultieren können. Das kanonische Mindest-

alter betrug meist 40 (und nicht 33) Jahre; Oscar di Simplicio konnte aber am Beispiel Siena zeigen, dass dieses in Tat und Wahrheit häufig und oft beträchtlich unterschritten wurde. Die bischöflichen Vorschriften empfahlen auch, möglichst Verwandte zu nehmen. Seit dem grossen kirchlichen Umbruch der Sechziger Jahre sind die traditionellen Pfarrersköchinnen am Verschwinden: Von der ohnehin massiv geschwundenen Zahl der Priester kann oder will sich die Mehrheit heute keine solche Hilfe mehr leisten, die Geistlichen besorgen den minimalen Haushalt selbst oder bedienen sich blosser Zugehfrauen oder professioneller Serviceleistungen. Girtler stellt dazu Bezüge zur ebenfalls untergehenden traditionellen bäuerlichen Welt her und weist damit auf etwas hin, was der französische Forscher Gabriel Audisio als die zwei einzigen wirklich grundlegenden Umbrüche des 20. Jahrhunderts bezeichnet hat, nämlich den Verlust der traditionellen Religiosität und der traditionellen Landwirtschaft, die beide eng miteinander verbunden waren. Wie sich nun das aber konkret abspielte, etwa der Übergang von den bäuerlichen Wirtschaft des Widums, wo die Frau im Pfarrhaushalt wichtige Funktionen hatte, bis zum bürokratischen Besoldungssystem, erfahren wir bei Girtler nur im Vorübergehen.

Der Verfasser hat sich das Verdienst erworben, einen bisher von der Wissenschaft ignorierten wichtigen weiblichen Lebensvollzug ans Licht gehoben zu haben, was umso mehr zu schätzen ist, als, wie gesagt, die meisten Vertreterinnen dieses Berufs nun im Pensionsalter sind. Für einen fundierten Problemaufriss und einigermaßen zuverlässiges Nachschlagewerk ist das Werk meines Erachtens aber etwas zu rasch und zu undiszipliniert geschrieben. Wer sich durch den ganzen, mit unzähligen, teils wörtlichen Wiederholungen belasteten, durch unnötige Exkurse ausserhalb des Themas erweiterten, mit reichlich Anekdoten gezierten und in einem ziemlich redseligen Stil daherkommenden Text durcharbeitet, wird dennoch manches erfahren, was bisher keinen Niederschlag in der wissenschaftlichen Literatur verschiedenster Sparten gefunden hat. Der Rezensent bekennt, dass ihm das Buch Amüsement, aber auch Ärger verschafft hat. Gerne hätte er diesen mit einem Gläschen Holunderschnaps nach dem Rezept der Pfarrersköchin Anna Baumschlager hinuntergespült. Es befindet sich am Schluss der Rezeptliste des Buches (S. 325), und wer der österreichischen Küchensprache mächtig ist, mag aus dem Werk durch Nachkochen einiger bewährter Rezepte von Pfarrersköchinnen wenn nicht den Geist, so doch den Magen erquicken.

Peter Hersche

NIKOLA LANGREITER: Einstellungssache. Alltagsstrategien und -praktiken von Tiroler Gastwirtinnen. Wien: Turia + Kant 2004. 256 S., Ill.

Als «Beitrag zu gendersensibler Tourismusforschung» (S. 201) versteht sich die vorliegende Arbeit der österreichischen Volkskundlerin Nikola Langreiter – und, um es gleich vorneweg zu sagen, es ist ein gelungener Beitrag. In ihrem Buch, das auf einer an der Universität Wien angenommenen Dissertation beruht, versucht die Autorin anhand 21 narrativer Interviews mit 13 Wirtinnen aus dem Tiroler Zillertal deren Lebens- und Arbeitszusammenhänge bzw. deren Deutungen zu rekonstruieren und nimmt damit eine wichtige Gruppe der von der kulturwissenschaftlichen Tourismusforschung tendenziell vernachlässigten «Bereisten» ins Blickfeld. Leben und Arbeiten: das scheint bei diesem Berufsstand annähernd eins zu sein. Die Arbeit – so jedenfalls in der «touristischen Monokultur» (S. 11) Zillertal – erscheint als der Hauptquell der persönlichen Identitäten der Betroffenen und nimmt nahezu die gesamte Zeit ein. Eine Wirtin, so die Aussage vieler der Interviewten, habe ständig zur Verfügung zu stehen: natürlich für die Gäste, aber auch als Chefin und Ansprechperson des Personals.

Das Sample der Interviews umfasst Wirtinnen (im Alter von 25 bis 75 Jahren) «als Eigentümerinnen, Mitbesitzerinnen, Geschäftsführerinnen, Pächterinnen und mitarbeitende Familienmitglieder – Wirtstochter, Hoteliersgattinnen oder «die Schwester des Chefs»» (S. 9). Allen ist jedoch gemein, dass die Betriebe, denen sie angehören bzw. vorstehen, zum einen familial organisiert sind und zum anderen neben allgemeiner Verpflegung auch Unterkunft anbieten (wobei die Betriebsgrössen stark variieren).

Hauptthema der «biographisch orientierten» (S. 214) Interviews waren Aspekte des eigenen «Wirtin-Seins». Die «Vorgeschichten» – frühere Lebensphasen – wurden von den Interviewten zumeist denkbar knapp abgehandelt, was auf den zentralen Status der beruflichen Existenz verweist, aber auch auf die Bedingungen der Interviews (einerseits war den Wirtinnen der Interessensfokus der Forscherin bekannt, andererseits wurden die Gespräche in den Betrieben, also am Arbeitsplatz und damit bei bzw. neben der Arbeit geführt) zurückzuführen ist. Langreiter destilliert aus den Interviews zentrale Bereiche wie die Einstellungen zu Arbeit, Freizeit, zu Familie und Partnerschaft heraus. Die Frage nach dem Gendering zieht sich wie ein roter Faden durch die Analyse. Wie bestimmt die Geschlechtszugehörigkeit der Wirtinnen deren Arbeitsbereich, wie definieren sie sich selbst innerhalb des Systems «Familienbetrieb»? Wie wird durch das Agieren der Wirtinnen ihre geschlechtliche Identität hergestellt bzw.

reproduziert, wie reagieren sie auf die Erwartungen, die an ihre Rolle herangetragen werden? Langreiter verweist auf die Analogie Hausarbeit – Arbeit als Wirtin: So wie frau gleichsam «automatisch» Hausfrau wird/ist, so wie Frauen zur Hausfrau «vorherbestimmt» sind, so sind sie vermeintlich auch zur Rolle der Wirtin hervorragend geeignet, wird doch auch diese Position im Reproduktionsbereich verortet und verlangt als spezifisch «weiblich» wahrgenommene Fähigkeiten bzw. Qualifikationen (wie Häuslichkeit, Fürsorge, Geduld usw.). Wirtinnen hätten «für gute Atmosphäre und harmonische Stimmung in ihrem Haus» zu sorgen (S. 125), sie müssten sich persönlich um die Gäste, aber ebenso – gleichsam als «Mutter» – um die auch die Angestellten umfassende «Betriebsfamilie» kümmern.

Wenn auch die 21 geführten Interviews die hauptsächliche Grundlage von Langreiters Analyse sind, so konfrontiert sie diese mit einer Vielzahl anderer Quellen zum Themenkreis «Wirtin». Dem liegt die Annahme zugrunde, dass Bilder und Erzählungen, die über «die Wirtin» existieren und kursieren, einen Denkhorizont bilden, vor dem sich auch die Selbstinterpretationen der Wirtinnen vollziehen (wobei auf diese Bilder und Erzählungen in unterschiedlicher Weise reagiert werden kann und wird). In ihrer Rekonstruktion der Aussagen der Wirtinnen zu bestimmten Themenbereichen wie «Arbeit», «Familie» usw. geht die Autorin laufend auf diese diskursiven Kontexte ein: auf Werbung, Tourismusfachliteratur, Belletristik usw. Auch historische Rückblenden sind in die Analyse des Interviewmaterials eingeschoben, wobei hier gelegentlich mehr Systematik wünschenswert wäre. Insgesamt jedoch beleben diese Exkurse den Text, stellen sinnvolle Ergänzungen und Vertiefungen dar, die – wie in der Einleitung suggeriert – ruhig auch ausführlicher hätten ausfallen können.

Eine besondere Stärke der Arbeit macht die ausführliche Reflexion über die Bedingungen ihrer «Feldforschung» sowie über «Möglichkeiten und Grenzen biografischer Methodik» (S. 209) aus. «Nähe und Distanz» (so der Titel eines der fünf Kapitel, in die die Arbeit gegliedert ist) bestimmen die Beziehungen im Feld gleichermaßen. Interviews sind eine Kommunikationsform, in denen die PartnerInnen auf Distanz bleiben, innerhalb derer aber dennoch – gerade auch durch die Distanz – eine gewisse Nähe möglich ist. Diese prinzipielle Distanz kann aber auch relativiert werden, wenn – etwa sozialisationsbedingt – eine gewisse Nähe von Forscherin und «Beforschten» vorhanden ist. Langreiter beschreibt anschaulich die Irritationen, von denen ihre Gespräche mit Wirtinnen begleitet waren und die sich beispielsweise aus ihrer eigenen Herkunft aus dem Zillertal ergaben. Die Interviewerin, wenn auch seit Jahren nicht mehr in der Region lebend, wurde von den Wirtinnen weitgehend als eine der «Ihren» (i.e. der ZillertalerInnen) angenommen, (nicht immer vorhandenes) Verständnis hinsichtlich verschiedener regionaltypischer Belange und Probleme wurde daher von vornherein vorausgesetzt (was mitunter zu Verständigungsschwierigkeiten führte). Während für die Wirtinnen die gemeinsame regionale Herkunft/Zugehörigkeit von Interviewter und Interviewerin einen vermeintlich gemeinsamen Bezugsrahmen herstellte, wurde auf geteilte Geschlechtszugehörigkeit entgegen den Erwartungen der Forscherin eher wenig rekurriert – auch hieraus resultierten Irritationen, die von der Wissenschaftlerin erst in den Griff bekommen werden mussten. Trotz aller (unterstellten) Nähe blieb es also bei einer gewissen Distanz, nicht zuletzt auch «zwischen den eigenen Themen und Agenden und jenen der Erzählerinnen» (S. 28) – eine Distanz, die, um zu Ergebnissen zu kommen, durch die «manipulative Angelegenheit» (S. 28) des Interviewens aufgebrochen werden musste.

Von der nicht durchgängig geglückten Strukturierung der Arbeit und daraus resultierenden gelegentlichen Brüchen im Textfluss sieht man gerne ab, ist doch das Buch «Einstellungssache» – der Titel bezieht sich auf eine in den Interviews immer wiederkehrende Denkfigur, mit der die Wirtinnen ihrem Arbeitsalltag begegnen: die «richtige Einstellung» als alltagspraktische Notwendigkeit zum (im erweiterten Sinn) «Überleben» – insgesamt eine lesenswerte Studie, in der es der Autorin gelungen ist, das Leben von Frauen im Tourismus in deren subjektiven Deutungen zu beleuchten und dabei dennoch die grossen strukturellen Zusammenhänge nicht aus dem Gesichtsfeld zu verlieren. *Tobias Schweiger*

DER WUNSCH IM MÄRCHEN. Heimat und Fremde im Märchen. Forschungsberichte aus der Welt der Märchen, hrsg. von Barbara Gobrecht, Harlinda Lox, Thomas Bücksteeg. Kreuzlingen: Diederichs 2003. 317 S. (Veröffentlichungen der Europäischen Märchengesellschaft, 28).

Jedes Jahr veröffentlicht die Europäische Märchengesellschaft einen Band mit Forschungsbeiträgen. Der vorliegende Band vereinigt die Referate zweier Kongresse: «Der Wunsch im Märchen» in Baden (Aargau, Schweiz), 2002, «Heimat und Fremde im Märchen» in Karlshafen (Hessen, Deutschland), ebenfalls 2002.

Teil 1 berührt einen wesentlichen Aspekt der europäischen Märchen als Ganzes: «In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat» könnte als Motto über der ganzen Ausgabe von Jacob und

Wilhelm Grimms «Kinder- und Hausmärchen» (KHM) stehen. In Tat und Wahrheit steht dieses Sätzlein so nur zwei Mal, und doch sind 50 Prozent der Zaubermärchen Wunschkinder. Es wird ein Kind gewünscht, ganz gleich in welcher Form; es wird unversieglicher Geldsegen oder das Schlaraffenland gewünscht, bis zur Übersättigung; es sind drei Wünsche frei, doch bringen sie kein Glück; Schönheit, Reisen, ein Königreich ... trotz der Mannigfaltigkeit der Wünsche lässt sich eine Grundstruktur, die dem europäischen Märchen eigen ist, erkennen: Wunschkinder sind keine gewöhnlichen Kinder, denn sie sind «verwunschen», Gier schlägt in ihr Gegenteil um, drei Wünsche verleiten in der Regel zu unüberlegten Wünschen und Handlungen und bewirken im Nachhinein eine Verschlechterung der Situation. Drei Wünsche werden auch gerne schwankhaft (derb-lustig) oder in Form eines «Beispiels» (moralisierend-belehrend) erzählt und haben bis heute in vielen Witzen überlebt. Nur in den seltensten Fällen wünschen sich die Menschen Seligkeit und ewiges Leben im Jenseits. Letztlich lehren uns die Märchen, dass Wünsche gefährlich sind und man besser den eigenen Fähigkeiten vertraut: Ohne Fleiß kein Preis, wie das Sprichwort sagt. Und doch ist es gerade das Glücksverlangen des Menschen, das uns die herrlichen Märchen beschert. Denn am Ende steht der Held geläutert da, und gereift durch seine Welterfahrung wird er zu seines Glückes Schmied.

Teil 2 berührt einen anderen wesentlichen Aspekt der europäischen Märchen. Immer wieder muss ein junger Mann sein Dorf oder seine Stadt verlassen, oder ein junges Mädchen verliert Vater und Mutter und muss in der Fremde dienen. Der Aufbruch ist geradezu märchenimmanent, und manchmal geschieht er ohne äusseren Anlass. Vielmehr scheint ein innerer Antrieb zu bestehen, der die Menschen zu «Abenteuern» aufbrechen lässt. «Abenteuer» ist aber der Name der europäischen Zaubermärchen im skandinavischen Bereich. Es geht hier zum Teil um die Symbolik des Weges als Lebensweg, es ist eine Sinnsuche darin enthalten, eine Ich-Werdung des Helden, der trotz aller Fährnisse am Schluss den richtigen Weg findet. Die Hochzeit mit der Prinzessin ist der bildhafte Ausdruck dafür, dass die Reise ihr Ziel erreicht hat.

Der Kongressband enthält äusserst informative Beiträge über die Informantinnen und Informanten der Brüder Grimm und über die Hugenottenstadt Karlshafen (*Hildegard von Campe*), über die Anderswelt im keltischen Glauben (*Heinrich Dickerhoff, Miceal Ross*), über sog. Zigeunermärchen (*Wilhelm Solms*) und über die Rolle jüdischer Erzähltraditionen (*Christoph Daxelmüller*): Nicht nur stehen einige Märchen der KHM in der jüdischen Erzähltradition, deren Wurzeln und Überlieferungsgeschichte noch erforscht werden sollten, die jüdischdeutsche Buchtradition ist ausserdem ganz wesentlich beteiligt an der Tradierung des Erzählstoffes um König Artus und seinen Hof: «... schon Moritz Güdemann hatte gemutmasst, dass im Mittelalter mehr Juden die Erzählungen über König Artus und über Wieland den Schmied *lasen* als Deutsche sie *hörten*» (S. 249). Die Forschungsberichte untermauern unsere Kenntnisse, und erst diese sorgfältige Grundlage erlaubt ein lebensvolles Erzählen mit dem Wissen um das Wesentliche unserer Zaubermärchen.

Paula Küng-Hefti

FASNACHT, FASNET, CARNAVAL IM DREILAND. Hrsg. von Dominik Wunderlin in Zusarb. mit Waltraut Hupfer und Peter Kalchthaler. Basel: Schwabe 2005. 158 S., Ill.

Wer von Fastnacht am Rheinknie hört, denkt üblicherweise an die Stadt Basel als einziger erratischer Block in der dortigen Fastnachtslandschaft. Dass die Sache auch differenzierter betrachtet werden kann, zeigen Dominik Wunderlin und 14 Mitautoren/innen mit summarischen Überblickstudien zu einzelnen Fastnachtsorten im Dreiländereck der Regio basiliensis. Das lesenswerte Sammelwerk ist das Ergebnis einer Auswertung des Ausstellernetzwerkes von 14 Museen der Regio. Als Dreiland versteht die Autorenschaft den geografischen Raum auf der Nordsüdachse zwischen Laufen (CH) und Waldkirch (Baden-Württemberg) und zwischen Altkirch (Elsass) und Waldshut (Baden-Württemberg).

Ausgehend von der Grundannahme, dass die Fastnacht mit der christlichen Fastenzeit und dem vorangehenden Rechtsbrauchtum eng verbunden ist, wird deren Entstehung und Ausgestaltung im Spätmittelalter anhand historischer Beispiele aus Neuenburg am Rhein – u. a. mit Belegen vom jungen Felix Platter –, aber auch mit archivalischem Material aus der Stadt Freiburg im Breisgau und dem Dorf Pfaffenweiler dokumentiert. Zum Repertoire der grenzüberschreitenden Gemeinsamkeiten gehörten seit dem 15. Jahrhundert Fastnachtstanz, Fastnachtschüechli und Narrenverkleidung.

Noch im 19. Jahrhundert waren die Gemeinsamkeiten des fastnächtlichen Erscheinungsbildes im Länderdreieck signifikant: Dies zeigt die Fülle des vor 1900 im Elsass gesammelten Materials zur dortigen Mundart, zu Brauchtum und Reisewesen, ausgewertet durch Arnold van Genep und publiziert zwischen 1937 und 1958 im «Manuel du Folklore français contemporain». Gemeinsame Klammer bil-

dete die starke gemeinsame Wurzel im rheinischen Karneval des 19. Jahrhunderts mit Prinz Karneval, Comités als Brauchtumsorganisationen und Exotik als Fastnachts-Agens. Dem pädagogischen Eifer der Zeit entsprechend wollte man beispielsweise in Müllheim die althergebrachte örtliche Tradition mittels dem gepflegten rheinischen Karneval als Gegenmodell zur derben, groben Bauernfastnacht domestizieren.

Noch vor dem Ersten Weltkrieg begann eine Differenzierung beim damaligen Karneval auch im Dreiländereck, was zu deutlich nationalen Unterschieden führte und die Entwicklung eines regionalen oder lokalen Fastnachtskolorits ermöglichte. Selbst in der Stadt Basel begann man erst nach 1920 mit der Herstellung der Masken, zuvor bezog man diese Importwaren als Draht- oder Papiermaché-Larven vornehmlich aus Sachsen, Thüringen, Italien (Wachsmasken) oder Frankreich. Lörrach und Mulhouse sind heute an der Fastnacht unterschiedlich zur Stadt Basel, obwohl gerade Lörrach stets doch mit einem Auge auf die grössere Schwesterstadt blickt.

Für das Autorenteam ist die aktuelle multikulturelle Ausgestaltung der einzelnen Fastnachtslandschaften am Rheinknie das Ergebnis eines Prozesses der Historisierung, Ästhetisierung, Ritualisierung und Standardisierung des Fastnachtsbrauchtums, beginnend um 1900 und während des ganzen Jahrhunderts anhaltend, als Vereinsfastnacht lange Zeit getragen durch Turner, Radfahrer, Schützen, Sänger und Musikanten. Zwecks Standardisierung für eine repräsentative Bajazzofigur schuf man beispielsweise 1928/29 in Waldkirch eine Kostümfindungskommission innerhalb der Narrenzunft. In Mulhouse waren es nach 1945 vor allem sportliche und soziokulturell tätige Kreise, die der dortigen Fastnacht nach dem Zweiten Weltkrieg eine neue Dynamik vermittelten, basierend auf alten, vorgegebenen Mustern aus der Zeit, als das Elsass noch zum deutschen Reich gehörte.

Wer sich für den mit Fastnacht und Fastenzeit verbundenen Feuerzauberevent des Scheibenschlagens in der Regio interessiert, findet dazu besonders im Aufsatz von *Dominik Wunderlin* einen interessanten Beitrag, vorab auch zum Kienbesenumzug in Liestal. Auch die Abhandlung zu den Schreckgestalten als Nikolausbegleiter bietet manch interessanten Ansatz zu analogen Vergleichen.

Werner Röllin

CHRISTOPH KÜRZEDER: Als die Dinge heilig waren. Gelebte Frömmigkeit im Zeitalter des Barock. München: Schnell & Steiner 2005. 207 S., Ill.

Die vorliegende Arbeit, eine Dissertation an der Katholisch-Theologischen Fakultät München, möchte als forschungsleitendes Anliegen mit einem interdisziplinären Zugriff Theologie und Volkskunde zusammenbringen, um die ihnen vorgeworfene «Einäugigkeit» bei der Untersuchung von Sakramentalien zu überwinden. Exemplifiziert wird das mit Zeugnissen der religiösen Sachkultur, insbesondere den (ähnlich den bekannteren «Breverl») eine grössere Anzahl von Gegenständen enthaltenden Wettersegnen, von denen der Autor vier Exemplare aus Bayern ausführlich analysiert. Bekanntlich haben seit dem II. Vatikanum, aber nicht nur wegen diesem, die Sachzeugen der sogenannten Volksfrömmigkeit einen rapiden Bedeutungswandel erlebt. Sie prägten einstmals den religiösen Alltag des Katholiken entscheidend, heute allerdings möchten beamtete Kirchenvertreter am liebsten gar nichts mehr von diesen Dingen wissen und auch in der theologischen Wissenschaft stehen sie absolut am Rande. Aus ihrem Kontext gerissen sind die einst als heilig geschätzten Dinge nun, wenn nicht vernichtet, im besten Fall in Museen deponiert.

Das auf die Praxis zielende theologische Interesse des Verfassers kann an dieser Stelle nicht zur Diskussion stehen, doch wird man der Kritik des Autors an der Vernachlässigung dieser Probleme seitens der Kirche sicher zustimmen können. Denn «Heilige Dinge» scheinen einem menschlichen Urbedürfnis zu entsprechen. Auch der Volkskundler weiss, dass heute einfach andere bedeutungsgeladene Sachen die Stelle der religiösen eingenommen haben: Das vom Schweiss des Popstars getränkte Kleenextuch (S. 9), Steine aus der Berliner Mauer, Rasenziegel vom Fussballfeld des Berner Wankdorfstadions usw. In diesem Sinne ist die Untersuchung durchaus aktuell. Der Einstieg wird dem Leser allerdings nicht gerade erleichtert. Wie auch bei anderen theologischen Dissertationen scheint auch hier der Verfasser sich nicht nur des Heils, sondern auch seiner Wissenschaftlichkeit mehrfach versichern zu wollen. Die theoretische und methodische Grundlegung zieht sich mit vielen Redundanzen über mehr als ein Drittel des Buches hin. Es folgt dann der Abschnitt zum «Theologischen Kontext», in dem aber auch wichtige historische Befunde stehen. Zu «den Sachen selbst», den erwähnten Wettersegnen, kommt der Autor jedoch erst im letzten Viertel der Studie. Die Ausführungen Kürzedebers darüber sind gründlich und dem Volkskundler willkommen, zumal bislang keine ausführliche Untersuchung zu diesem speziellen Kompositheiligtum, enthaltend Agnus Dei (im Zentrum), Segenskreuze,

Schluckbildchen, Schabmadonnen, Reliquien, Medaillen, bestimmte Pflanzenteile, Segenssprüche usw., existierte. Er bemüht sich auch, die Objekte in ihren historischen Kontext zu stellen und weist auf einige, bei dem herrschenden Quellenmangel wichtige Dokumente hin, etwa das in vielen Auflagen erschienene Rituale des Gelasius a Cilia von Regensburg, dessen Segnungen ein Mehrfaches der im Römischen Rituale von 1614 festgehaltenen ausmachen; auf ein Erbauungsbuch des österreichischen Jesuiten Hermenegildus Adam, das, im Gegensatz zu anderen, auch ausführliche Anweisungen zur Benutzung von Sakramentalien gibt; auf eine gut belegte, 1750 erfolgte Neueinführung einer Sakramentalie durch einen Pfarrer, das «Weisslinger Notburgabrot» usw. Nicht benutzt wurde die zweibändige Studie von Hermann Reifenberg (1972), die zwar nicht Bayern, sondern Mainz betrifft, aber die einzige neuere historische Untersuchung zum Thema «Sakramentalien» darstellt. Gegenüber bei Historikern (weniger bei Volkskundlern) immer noch herumspukenden Vorstellungen von Zeugnissen einer fast autonomen volkstümlichen und der offiziell-kirchlichen entgegengesetzten Religiosität unterstreicht Kürzeder, dass diese einstmals weit verbreiteten und in Serienproduktion hergestellten vielfältigen «Heiligen Dinge» durchaus Instrumente einer kirchlicherseits gewollten und geförderten Pastoral waren, bei der das einzige Problem eigentlich die Grenzsetzung hin zum «Aberglauben» war. Allerdings scheint sie für mich ein Spezifikum des Ordensklerus (Männer und Frauen) gewesen zu sein, während es, wie Hartinger gezeigt hat, im Weltklerus auch Leute gab, die solchen Bemühungen skeptisch gegenüberstanden. Diese wurden dann in der katholischen Aufklärung mächtig, welche zwischen Reformation und II. Vatikanum eine «Reinigung» versuchte, mit wenig Erfolg, wie die kirchliche Restauration des 19. Jahrhunderts zeigte. Aus der Untersuchung Kürzegers geht klar hervor, dass dieser Sakramentalienboom seinen Höhepunkt erst im 18. Jahrhundert, sogar erst in dessen zweiter Hälfte (alle vier Wettersegnen entstammen dieser Zeit) erreichte: Das «Zeitalter der Aufklärung» wird durch Forschungen wie diese immer mehr zur Fiktion.

Das Buch von Kürzeder ist in Partien auch für Historiker und Volkskundler lesenswert, weil neue Erkenntnisse bietend. Denn auch ausserhalb der Theologie steckt die religiöse Sachvolkskunde in einem Tief und benötigte neue Anregungen. Der in diesem Bereich führende Verlag Schnell & Steiner hat das grossformatige Werk mit 174 meist farbigen Abbildungen bereichert, die einen angenehmen Kontrast zu den langen theorielastigen Abschnitten des Textes bieten.

Peter Hersche